

hat, herauszuarbeiten, wie die systematische Ausbeutung von zu »Milchkühen« gezüchteten Wesen mit anderen sozialen Machtkonstellationen interagierte.<sup>68</sup> Dies wäre m. E. ein entscheidender Schritt hin zu einer umfassend intersektionalen Luzerner Milchgeschichte – einer Geschichte, die auch der Frage nachgehen müsste, inwiefern die Verschleierung dieser Ausbeutung dafür entscheidend war und ist, dass Milch bis heute wenig von ihrem Status als »Volksgetränk« eingebüßt hat.

102

## ■ Christiane Berth, Karin von Niederhäusern

### „Es dreht sich alles um Dich ... und Du bist nicht alleine“ Die neue Ausstellung im Museum für Kommunikation, Bern

*Die Ausstellung wird bis 2030 gezeigt, wobei Anpassungen an aktuelle Entwicklungen geplant sind. Ein Ausstellungskatalog ist nicht geplant. Es existiert ein Band mit Fotos aus der Umbauphase und literarischen Texten des Autors Urs Mannhart, Museum für Kommunikation, Bern, Aufbruch, Umbruch, neue Horizonte, Bern 2017.*

*Ein virtueller Museumsbesuch ist unter folgendem Link möglich: <http://museum-kommunikation.mylokalesuche.ch> (letzter Zugriff 13.3.2018).*

Wie sehr haben neue Medien unsere Kommunikation beschleunigt? Seit wann leben wir in einer global vernetzten Welt? Wird unser Alltag von digitalen Techniken kontrolliert? Diese Fragen prägen die gesellschaftliche Auseinandersetzung über Kommunikation. 2017 eröffnete das Museum für Kommunikation in Bern seine neue Kernausstellung, um die rasanten Veränderungen der Kommunikationstechnik in den letzten zwei Jahrzehnten zu integrieren. Dies haben in den letzten Jahren immer mehr Museen aufgegriffen, so zum Beispiel das Deutsche Technikmuseum in Berlin (2015) und das Museum für Kommunikation in Frankfurt (2017).

Wir, die Rezensentinnen, arbeiten seit zwei Jahren gemeinsam an einem Forschungsprojekt zur Geschichte des Telefons, Christiane Berth führte im letzten Semester ein Seminar zur Globalgeschichte der Telekommunikation durch. Grund genug also, sich auf den Weg ins Museum zu machen. Dabei interessiert uns, wie das Museum digitale Kommunikation präsentiert und ob

Narrative globaler Vernetzung in der Ausstellung eine Rolle spielen.

Das Museum existiert seit über 100 Jahren: seit 1907 als Schweizerisches Postmuseum, seit 1949 als Schweizerisches PTT-Museum und seit 1997 als Museum für Kommunikation. Nach der schrittweisen Auflösung des Bundesbetriebs PTT (Post, Telefon, Telegraf) wird das Museum von der Schweizerischen Stiftung für die Geschichte der Post und Telekommunikation, einer Stiftung der Swisscom AG und der Schweizerischen Post, betrieben. Mit der Umbenennung wandelte sich gleichzeitig die Mission: von einem Museum der Technik zu einem Museum der Kommunikation. Bereits bei der letzten Erneuerung der Dauerausstellung zwischen 2003 und 2007 fanden der Computer und digitale Medien ihren Eingang ins Museum; zehn Jahre später bilden digitale Inhalte ein Herzstück der Ausstellung.<sup>1</sup>

Die Ausstellung ist auf drei Ebenen angelegt, wobei wir zuerst das Erdgeschoss betreten. Im sogenannten Labor geht es hier um Kommunikation in allen erdenklichen Facetten: neue Kommunikationstechnik, zwischenmenschliche Kommunikation und Exponate aus der schweizerischen Post- und Telekommunikationsgeschichte. Vom Labor aus gelangt man ins erste Untergeschoss, dem Datacenter, in dem die digitale Kommunikation im Zentrum steht. In einem kleinen Nebenraum finden sich rund um ein großes Gehirn gruppiert Hörstationen, die anhand von alltäglichen Objekten das Thema Erinnerung und Kommunikation beleuchten. Schließlich führt der Weg ins zweite Untergeschoss, wo das Ausstellungsteam einen historischen Rundgang durch die Geschichte der Kommunikationsmedien bietet. In einem weiteren Nebenraum können sich die Museumsgäste in einer Sessellounge erholen und sich dabei über Kommunikationstheorien informieren.

103

<sup>68</sup> Vgl. Greta Gaard, Toward a Feminist Postcolonial Milk Studies, in: American Quarterly 65 (2013) 3, S. 595–618.

### Plastikjeton statt Eintrittskarte

Wer die neue Ausstellung des Museums für Kommunikation besucht, trifft bereits draußen auf das Motto »Es dreht sich alles um Dich... und Du bist nicht alleine«. In weißer Schrift auf rotem Grund zielt die Aufschrift einen mit Lautsprechern versehenen Mast auf dem Museums-Vorplatz. Beim Eintritt erhalten wir einen farbigen Plastikchip in die Hand gedrückt, betreten den großen Ausstellungssaal im Erdgeschoss und blicken auf den Log-in. An dieser Station können Besucherinnen und Besucher mit ihrem Jeton ein Selfie aufnehmen. »Wirf Dich in Pose« und »Du bist der Star« (»Tu es la star«) fordert uns das Ausstellungsteam auf; in diesem Moment dreht sich alles um das Individuum.

Unser Log-in verzögert sich, da die Station besetzt ist. So wandert unser Blick auf einen roten Teppich, der dazu einlädt, nach rechts in den Raum einzutauchen. Großflächige Fotos säumen diesen roten Mittelgang, doch bei näherem Hinschauen stellen wir fest, dass es sich um bewegte Bilder handelt. Überrascht greifen wir zu den Kopfhörern vor dem ersten Bild und lauschen kurzen Statements von Jugendlichen. Dabei blicken wir auf Teenager, die in einem Einkaufszentrum unter sich und mit ihren Smartphones kommunizieren. Stillstand und Bewegung wechseln sich ab, während aus dem Kopfhörer Äußerungen auf Schweizerdeutsch, Englisch, Französisch und Hochdeutsch tönen. Zwar finden wir uns einigermaßen im Sprachwirrwarr zurecht, doch dies gilt sicher nicht für alle Besucherinnen und Besucher. Damit wird deutlich, dass nicht verständliche Inhalte Teil der Kommunikationserfahrung sind (alle Ausstellungsinhalte sind ansonsten dreisprachig erschließbar: auf Deutsch, Englisch und Französisch).

Langsam bewegen wir uns auf dem roten Teppich voran und blicken in Arbeitswelten, wie einen Frisörsalon, einen moderierten Workshop und eine Lagerhalle. Konversation mit Kunden und Kundinnen, Nervosität

in der Kommunikation, unterschiedliche Umgangstöne – all diese Themen lassen sich in den kurzen Erzählungen identifizieren. Wir nähern uns dem Ende und hören zuletzt Seniorinnen und Senioren, die uns aus einem Bus entgegenblicken. Sie vergleichen die heutige Kommunikation mit ihren Erinnerungen an frühere Zeiten, reflektieren über den Wandel der Kommunikationsmittel. Die Statements der dargestellten Personen sind kurz und verfolgen kein gemeinsames Narrativ. Am Ende angekommen sehen wir ein bewegtes Bild, eine farbenfrohe Szenerie an einem See, ein Sommertag. Der Sinn dieser Bildinstallation erschließt sich uns zwar nicht, doch entsteht ein Moment des Innehaltens, bevor wir uns in den nächsten Ausstellungsabschnitt begeben.

Große Vitrinen eröffnen den Blick auf ein Sammelsurium von Objekten: ein Briefkasten, alte Telefone, eine Schreibmaschine, Werbeplakate für das Postauto, historische Schneeschuhe, eine Notrufsäule. Auf den ersten Blick erscheinen die Gegenstände willkürlich angeordnet, nicht immer ist der Zusammenhang zur Kommunikation ersichtlich. Vor jeder Vitrine verspricht eine Bildschirmstation weitere Informationen. Spontan folgen wir dem Weg der rosafarbenen Krawatten, die unsere Neugier geweckt haben. Ein leichter Druck auf den Bildschirm, und das Geheimnis ist gelüftet: Es handelt sich um ein Markenzeichen des ehemaligen Nachrichtensprechers Charles Clerc, der dem Fernsehpublikum durch seine auffälligen Krawatten und seinen Satz »Und zum Schluss noch dies...« in Erinnerung geblieben ist. Wie die Krawatte stimulieren viele der Objekte Erinnerungen, gerade da sie nicht beschriftet sind. So rätseln die Besucherinnen und Besucher vor den Vitrinen und erzählen sich gegenseitig ihre Geschichten.

Dieser Ausstellungsteil ist für uns ein Beweis, dass dem Museum trotz der Digitalisierung die Objekte nicht abhandengekommen sind. Diese wurden im Gegenteil geschickt mit digital aufbereiteten Informationen ver-

knüpft. Die Besucherinnen und Besucher können die Objekte in Ruhe auf sich wirken lassen und bekommen vertiefende Informationen per Bildschirm angeboten. Allerdings besteht bei hohem Besucheraufkommen die Gefahr, dass die Informationen nur wenigen Personen gleichzeitig zur Verfügung stehen. Ist dieser Bereich eher dunkel und ruhig gehalten, schallen aus dem gegenüberliegenden Teil laute Rufe von Kindern, die um die Installationen herumrennen.

### Film-Karaoke und virtuelle Gespräche

Als erstes springt uns ein Tisch ins Auge, über dem ein Mobile aus Weltkugeln schwebt. Wer sich dort niederlässt, sieht ins Gesicht eines virtuellen Gegenübers, in unserem Fall ein weißhaariger Mann, der ein Gespräch beginnt. Auf dem Bildschirm erscheinen seine Fragen sowie mögliche Antworten, die mit einem Kreisen der Hand ausgewählt werden, ohne den Bildschirm zu berühren. Wir setzten unseren Ausflug in die moderne Kommunikationstechnik fort und nähern uns einem Technikspektakel aus Film-Karaoke, Profiling-Station und Bodybeat-Installation. Die Installationen spielen mit der interaktiven Videotechnik und sind ein Magnet für die jüngsten Ausstellungsgäste. Nicht immer erschließt sich der Gebrauch sofort, was Kommunikation unter den Besuchern und Besucherinnen auslöst.

Die Ausstellung bietet nicht nur Interaktion mit neuer Technik, sondern auch menschlichen Austausch. Kommunikatorinnen und Kommunikatoren sind in der ganzen Ausstellung unterwegs und verwickeln die Besucher und Besucherinnen in Dialoge. Auf sie bezieht sich der zweite Teil des Eingangsmottos »und Du bist nicht alleine«. In schwarzen Shirts mit Aufschriften wie »Ich bin auf Empfang« signalisieren sie Kommunikationsbereitschaft. Uns bieten sie eine Kurzführung an. Gespannt folgen wir den beiden Kommunikatorinnen, die uns auf

unterhaltsame Weise ihre selbst ausgewählten Lieblingsobjekte vorstellen: ein in die Wand eingelassenes Kunstwerk sowie den Telegrafen. Im Anschluss diskutieren wir, ob sich der Kommunikationsstil von Telegramm und SMS vergleichen lässt.

Wiederum interaktiv sind die Stationen zu den Grundlagen von Kommunikation angelegt, die vier Hauptfragen nachgehen: Warum kommuniziere ich? Mit wem kommuniziere ich? Wie kommuniziere ich erfolgreich? Und: Welche Fähigkeiten brauche ich? Wer will, kann diese Themen im zweiten Untergeschoss vertiefen; dort erklärt die Ausstellung Kommunikationstheorien mit schwarz-weißen Grafiken und in wenigen Worten.

### Memory: Ohne Erinnerung keine Kommunikation

Wir begeben uns aber zunächst in den nächsten Ausstellungsraum, der im ersten Untergeschoss liegt. Dort hängt ein großes, golden schillerndes Gehirn von der Decke. Zahlreiche Objekte in Schaukästen sind mit dem Gehirn verdrahtet. Ihre Funktion lässt sich nur mit einem Audioguide erschließen. Wir sind im Bereich Erinnerung angelangt, denn, so unser Audioguide, ohne Erinnerung keine Kommunikation. Zu jedem Ausstellungsobjekt können die Besucherinnen und Besucher kurze Erzählungen aus der Bevölkerung hören. Wer zu uns spricht, wissen wir nicht; die Statements schallen in Schweizerdeutsch, Französisch und Italienisch aus dem Hörer. Später erfahren wir von Nico Gurtner, dem Leiter für Marketing und Kommunikation, dass das Museum Menschen aus der ganzen Schweiz zu diesen Objekten befragt hat. So ergibt sich ein faszinierendes Panorama an Erinnerungen und Assoziationen. Wer sich darauf einlässt, bekommt spannende Einblicke in die schweizerische Zeitgeschichte, wenn es etwa um die Lieder Mani Matters, Ausländerausweise oder die offene Drogenszene im Züricher Platzspitz-Park geht.

## Datacenter: Von der Briefpost ins digitale Zeitalter

Während sich die Ausstellung im Erdgeschoss digitale Mittel zunutze macht, widmet sich der Ausstellungsteil »Datacenter« der digitalen Kommunikation als solcher. Der Raum erscheint fast unheimlich abgedunkelt; blaues Licht dringt durch die Ritzen der Raumelemente. Sie strukturieren und erinnern an die Architektur eines Computers. Zunächst wird unser Blick auf die Überschrift »Erinnerungen an die Briefpost« gelenkt. Man fragt sich spontan, ob die Briefpost schon der Vergangenheit angehört und was dieser Titel mit digitaler Kommunikation zu tun hat.

Rechts sind teils wertvolle Briefmarken ausgestellt, aber auch Fälschungen und falsche Briefstempel. Außerdem erfährt man hier von der Briefmarken-Sprache, mit der sich beispielsweise Verliebte über die Anordnung der Briefmarken auf dem Couvert verschlüsselte Botschaften versenden können. Neben den Objektbeschreibungen in den Vitrinen lassen sich an einem Bildschirm weiterführende Informationen abrufen und man wird – wie an allen Touchscreens – aufgefordert, eigenes Wissen einzubringen. Allerdings erscheint nur eine E-Mail-Adresse, an die die Besucherinnen und Besucher ergänzende Informationen senden können. Hier hätte die digitale Technik mehr Möglichkeiten geboten, finden wir. Außerdem wäre es spannend, das neue Wissen auch für andere Besucher und Besucherinnen sichtbar zu machen. Im Zentrum dieses Ausstellungsabschnitts steht ein Gerät, mit dem man sich eine persönliche Postkarte mit dem eigenen Foto als Briefmarke gestalten kann. Am Ende kann man die bereits frankierte Postkarte ausdrucken – vielleicht ein Appell, die Briefpost weiter zu nutzen.

Auf der linken Seite beansprucht einer der ersten Computer Europas einen großen Teil des Raums: Ermeth, 1955 in Betrieb genommen. Davor finden sich chronologisch aufgereiht Speichermedien von der Papier-

rolle über Schallplatten und Kassetten bis hin zur Datenwolke. Nach diesem fast beschaulichen Einstieg erfolgt ein paar Schritte weiter ein harter Sprung von der Briefpost ins Zeitalter der digitalen Kommunikation. Ein Zeichentrickfilm über die Datenkrake macht sogleich auf die Gefahren der Datensammelerei aufmerksam. Im folgenden Ausstellungsteil rücken die Ausstellungsobjekte in den Hintergrund. Da sich der virtuelle Raum kaum mithilfe von Objekten ausstellen lässt, dienen die Gegenstände in den Vitrinen der Veranschaulichung des jeweiligen Themas, während Bildschirme die Hauptbotschaften transportieren, seien es Filme, Interviews oder Selbsttests.

In diesem Abschnitt präsentiert das Ausstellungsteam ein kritisches Bild der Digitalisierung. Das Internet biete soziale Netzwerke und freie Informationen für alle, doch damit gehe der Verkauf von persönlichen Daten einher, die zu einer neuen Währung geworden seien. Stets mit Objekten veranschaulicht, geht es beispielsweise um Urheberrechte von Informationen und Bildern aus dem Internet und die Vor- und Nachteile der *sharing economy*. Das Teilen von Ressourcen kann bei selten genutzten Dingen, wie bestimmten Haushaltsgegenständen, einen Vorteil für alle Beteiligten bieten. Doch bei Anbietern wie Airbnb und Uber nutzen einzelne Akteure das Modell längst zur wirtschaftlichen Bereicherung.

Im nächsten Abschnitt dreht sich alles um die Frage: »Gibt es heute noch Geheimnisse?« Die Besucher haben die Möglichkeit, sich bei einem Selbsttest am Profiler 2.0 damit auseinanderzusetzen, welche persönlichen Bilder und Inhalte er oder sie ins Netz stellen würde. Anschließend kann man die eigenen Ergebnisse mit den Durchschnittswerten aller Teilnehmenden vergleichen. Es folgen Themen wie Geheimcodes, Datensicherheit und staatliche Überwachung, die durch das Internet viel leichter geworden ist. Doch auch die Gegenspieler der Überwachung, die *whistle-blower* wie Edward Snowden kommen zu Wort. Ein besonders

schönes Objekt ist Hermann Hesses »Facebook«; ein Karteikasten mit den säuberlich geordneten Kontaktangaben und detaillierten Beschreibungen seiner Freunde und Bekannten.

Gegen Ende des Ausstellungsteils wird die Besucherin endgültig mit den dunklen Seiten des Internets konfrontiert. Das unguete Gefühl bezüglich Bedrohungen wie Cyberkriminalität, Spam-Nachrichten, schädliche Programme und Spionage spitzt sich in der Frage zu »Ist offline-gehen die Lösung?« Vermutlich nicht, geht aus einem Interview hervor, denn das Internet spiegle die reale Welt und sei deshalb genauso gefährlich oder eben nicht. Der Unterschied zwischen dem digitalen und dem offline-Leben sei jedoch, dass man im ersteren immer Spuren hierlässt. Dessen sollten sich Benutzer und Benutzerinnen bewusst sein – so der Appell des Ausstellungsteams. 13 Tipps zur digitalen Selbstverteidigung, zum Beispiel durch die Verwendung von alternativen Suchmaschinen und Browsern, werden dazu auf einem kleinen Abreißzettel mitgeliefert. Ein elektronisches Spiel namens *Firewall* lädt zudem zur spielerischen Auseinandersetzung mit dem Thema ein. Was die Rezensentinnen betrifft, hatte der Appell Erfolg: Zwei Wochen nach dem Ausstellungsbesuch haben wir beide den E-Mail-Anbieter gewechselt.

Den nachdenklich machenden Abschluss bildet der Abschnitt »Der Schatten über den Geräten«, der Fragen zu Rohstoffbeschaffung, Produktion und Entsorgung im Zusammenhang mit elektronischen Geräten aufwirft. Wieder unterstützt die Ausstellungsarchitektur die inhaltliche Botschaft: Die Wände sind komplett mit Kabelresten, zerbrochenen Mainboards und Steckschaltern übersät und führen uns das Ausmaß des Problems vor Augen. Die Inszenierung verstärkt die Aussage auf einer materiellen Ebene. Eine großformatige Fotoprojektion zeigt die Arbeitsbedingungen von Menschen in Afrika und Asien, die die Rohstoffe abbauen oder elektronische Apparate recyceln. Durch den Elektroschrott schließt sich der

Kreis: von den Speichergeräten am Anfang, über die virtuellen Realitäten in der Mitte, bis hin zu den Produktionsmaterialien oder zu dem, was am Ende von unseren elektronischen Geräten übrig bleibt. Doch man erfährt auch: Es gibt Alternativen wie das *Fairphone*, das nachhaltig und fair produziert wird, und bekommt Tipps für den eigenen Umgang mit elektronischen Geräten. Auf dem Weg in die unterste Ebene begleitet uns eine grafische Installation zum Thema: Wie sieht Big Data aus? Mal farbig, mal schwarz-weiß, ständig in Bewegung. Dazu die Geräusche der interaktiven Installationen, Telefonklingeln, Besuchergespräche. Auch die Reizüberflutung ist eine Erfahrung während des Museumsbesuchs.

## Change: Vom Rauchzeichen bis ins global village

Das zweite Untergeschoss mit dem Titel »Change« bietet eine chronologische Ausstellung zur Geschichte der Kommunikation. Begibt sich die Besucherin in das Ausstellungsrund, ist die Chronologie auf den ersten Blick verwirrend. In rascher Folge finden sich Sektionen zur Post, dem Telegraphen, dem Postauto, der schweizerischen PTT sowie Telefon, Radio und Fernsehen. Wer der Entwicklung jedoch chronologisch folgen will, muss den Raum im Zickzack durchschreiten. Dabei beginnt die historische Darstellung im Jahr 2000 vor Christus, als die Menschen sich mit Fackeln und Rauchzeichen über größere Distanzen verständigten.

Während sich im äußeren Rund Ausstellungsobjekte, Bildschirmpräsentationen und historische Zitate finden, stehen im Innenraum der technische Wandel und die mediale Reizüberflutung im Zentrum. Dabei springen als erstes zwei futuristisch anmutende Sessel mit integriertem Bildschirm und blauer Beleuchtung ins Auge. Wer sich in die Installation begibt, sieht eine Auswahl verschiedener Videos, die durch das Drehen im Sessel aktiviert werden und für alle Besucherinnen und Besucher mithörbar sind.

So entsteht ein Soundtrack, der uns beim Begehen begleitet. Wir hören wie Schweizerinnen und Schweizer in den 1960er Jahren mit Skepsis auf die Einführung sogenannter Selbst-Tippkassen in den Migros-Supermärkten reagierten. Als nächstes lauschen wir dem Swisscom CEO Urs Schaeppi, der Zukunftsvisionen einer global vernetzten Welt mit intelligenten Gegenständen entwirft.

Derweil sehen wir auf der linken Seite die Ausstellung zur Mobiltelefonie. Hinter den klobigen Mobiltelefonen der ersten Generation laufen auf einem Bildschirm frühe Werbevideos der Swisscom. Die Ausstellungswand präsentiert in großen Lettern ein Zitat des Journalisten Martin Helg »Mit dem Handy sind wir in der Lage, keinen Schritt zu tun und trotzdem verbunden zu bleiben, als säßen wir alle, die ganze Menschheit, um ein einziges riesiges Lagerfeuer versammelt.« Obwohl Helg hier die Vision des *global village* beschwört, befasst sich die Ausstellung vor allem mit der Entwicklung der Mobiltelefonie in der Schweiz. Das Natel, so der besondere Begriff in allen Landessprachen, entstand aus dem »Nationalen Autotelefon«, das 1978 ins Leben gerufen wurde. Das frühe Natelport-Modell in einem Aluminiumkoffer befindet sich unter den ausgestellten Objekten und wiegt 17,5 Kilogramm. Auf der Wand dahinter führt uns eine großformatige Fotografie wieder in die Gegenwart: wir blicken in ein Meer von Händen mit gezückten Smartphones.

Während die Ausstellung im ersten Untergeschoss die Schattenseiten von Internet und Mobiltelefonie thematisiert, hat das Ausstellungsteam hier ein optimistisches Narrativ globaler Vernetzung gewählt. Dies wird auch für die Darstellung der Telegrafie genutzt. »Mit der Telegrafie schrumpft die Welt«, titelt die Ausstellungstafel und argumentiert, es sei nun möglich gewesen, »weltweit praktisch ohne Verzögerung zu kommunizieren«. Nach unserer intensiven Beschäftigung mit der Globalgeschichte der Telekommunikation scheint dies zu optimis-

tisch. Zwar gab es seit 1865/66 Land- und Seeverbindungen, die verschiedene Kontinente verbanden. Je nach Netzauslastung und Zahl der Grenzen konnte es trotzdem lange dauern, bis eine Nachricht bei ihrem Empfänger landete. Das Senden eines Telegramms von Europa nach Indien dauerte um 1870 durchschnittlich sechs bis sieben Tage.<sup>2</sup> Außerdem waren viele geografische Räume nicht an die Netze angeschlossen, wie zum Beispiel weite Teile Afrikas. Zudem nutzten europäische Großmächte die Telegrafie oft für imperialistische Ziele: sie erleichterte sowohl den Handel mit kolonialen Rohstoffen als auch die Abstimmung zwischen kolonialer Verwaltung und Metropole. Dies blendet die Ausstellung jedoch aus und präsentiert die Telegrafie stattdessen als integrative Kraft. »Die Telegrafie eint die Nationen«, verheißt die entsprechende Leitüberschrift. Doch auch für die Schweiz muss dieses Narrativ hinterfragt werden; es fehlt eine Reflektion darüber, wie und wann die unterschiedlichen Regionen in die Netze eingebunden wurden.

Durch die Bildschirmpräsentationen hat jede Station neben den Objekten eine eigene virtuelle Ausstellung. So können wir alte Sendungen des Schweizerischen Fernsehens sehen und dabei die Vergangenheit Revue passieren lassen. Oder wir blicken in zahlreichen Fotografien den Telefonistinnen über die Schulter. Die eindrucksvollen Bild- und Filmquellen stammen aus schweizerischen und internationalen Archiven. Die Besucherinnen können hier ganz ihren Interessen folgen. Allerdings kann so das Gesamtbild stark fragmentiert bleiben. Zwischen den einzelnen Stationen gibt es keine inhaltlichen Überleitungen; es ist schwierig, historische Entwicklungslinien zu identifizieren.

Lassen wir uns weiter durch den dunklen Raum treiben, finden sich zahlreiche Möglichkeiten, Kommunikationsmittel in der Praxis zu erproben, wie zum Beispiel das Schreiben mit Tinte und Feder oder die Eingabe von Morsecodes. Schließlich führt uns das Ausstellungsteam bis in die Aktualität.

»Offline zu sein, ist der neue Luxus«, lesen wir und blicken auf eine Drohne der Post sowie einen Roboter im schwarzen T-Shirt. »Talk to me, I'm human«, ist dort aufgedruckt; die entsprechende Bildschirmpräsentation informiert uns über das Verhältnis zwischen Mensch und Maschine.

Wir machen uns auf den Weg in Richtung Ausgang und halten beim Log-out. Mit dem Plastikjeton drucken wir unser Log-in Foto aus und nehmen so ein Souvenir mit nach Hause. Doch nicht nur das: ein ver fremdetes Foto stellen wir in eine Bildcollage ein. Die vielen Besucherfotos ergeben als Ganzes das Bild dreier prominenter Persönlichkeiten, die die Wand des letzten Ausstellungsraums füllen. Der individuelle Besucher wird hier zum Teil einer Gruppe und eines Gesamtbildes.

## Fazit

Das Museum ist ein Ort der Kommunikationspraxis. Im Verlauf des Besuchs können wir viele Kommunikationsformen ausprobieren: das Schreiben mit Feder und Tinte, Morsen, das Sortieren von Briefen, Telefonieren, virtuelle und reelle Gespräche. Dieses abwechslungsreiche Nebeneinander, ein Experimentieren mit Bekanntem und Unbekanntem, macht die Ausstellung faszinierend. An vielen Stellen können sich die Besucherinnen und Besucher einbringen, ihre Spuren durch Notizen hinterlassen und Wissen beitragen. So gelingt es dem Ausstellungsteam immer wieder, die Museumsgäste zur Kommunikation einzuladen. Die Ausstellung lässt viel Freiheit, den eigenen Weg zu gehen. Man wird wenig thematisch oder chronologisch geführt und muss sich immer wieder selbst orientieren.

Das Verhältnis zwischen digitalen Inhalten, Kommunikation und Objekten wandelt sich im Verlauf der Ausstellung. Im ersten Ausstellungsteil sind alle Elemente präsent, im zweiten Teil geraten die Objekte in den Hintergrund. Hier setzt jedoch die Ausstellungsarchitektur einen eindrucksvollen ma-

teriellen Rahmen, der die Kommunikation der Gesamtbotschaft hilfreich unterstützt. Auch im historischen Teil verläuft das Ausstellungsnarrativ anhand von musealen Objekten, wobei das digitale Material fast eine eigene Ausstellung dazu liefert. Überall präsent sind die Kommunikatorinnen und Kommunikatoren, die aktiv auf die Besucherinnen und Besucher zugehen. Im Gegensatz zu einer klassischen Museumsführung bieten sich hier viele Gelegenheiten für Gespräche unter vier Augen oder in Kleingruppen.

Auf der Erfahrungsebene hat uns die Ausstellung mit neuer Kommunikationstechnik konfrontiert. Einerseits geht von den digitalen Installationen eine gewisse Faszination aus, andererseits erscheint uns die Kommunikation mit dem virtuellen Gegenüber auch frustrierend. Fast unbeholfen bewegen sich viele Besucherinnen und Besucher durch die Installationen, wir eingeschlossen. Die Kommunikation im digitalen Raum funktioniert noch nicht so reibungslos, wie es technikeuphorische Berichte suggerieren. Dagegen ist der Austausch mit den Kommunikatorinnen und Kommunikatoren fast eine Befreiung: wir können unsere Fragen stellen und Eindrücke schildern. Anstatt programmierter Antworten entspannt sich ein lebendiger Dialog. Manchmal lassen sich bei den Installationen Interessen der Stiftungsträgerinnen erahnen, wie zum Beispiel, wenn wir eine Postkarte mit Briefmarke erhalten oder uns eine technische Spielwiese präsentiert wird, in der vermutlich das *know-how* der Swisscom steckt. Diese Interessen blitzen zwar auf, sind aber nicht dominant.

Durch die vielfältigen Kommunikationsangebote schafft es das Museum verschiedene Besuchergruppen anzusprechen: Kinder und Jugendliche, die Nutzerinnen, aber auch die Nicht-Nutzerinnen digitaler Technik. Der Besucher wird jedoch nicht in eine bestimmte Rolle gedrängt, sondern kann immer zwischen verschiedenen Optionen entscheiden, sei es, sich auf Umfragen

und Spiele einzulassen, Gespräche zu führen oder die vielfältigen digitalen Angebote zu nutzen. Doch auch Reizüberflutung ist ein Teil der Erfahrung; nach mehrstündigem Aufenthalt in den blinkenden, geräuschintensiven Kommunikationswelten setzt Ermüdung ein.

Auf der Sachebene hat die Ausstellung unsere Vorannahmen über mangelnden Datenschutz im Internet bestätigt. Zumindest was uns betrifft, war der Appell zu mehr Vorsicht im digitalen Raum erfolgreich. Nicht überzeugt hat uns dagegen das unkritische Fortschrittsnarrativ im historischen Ausstellungsteil. Es scheint, als hätte ein Medium das andere relativ reibungslos abgelöst und die Menschen in der Schweiz vernetzt. Die Zugänglichkeit der neuen Kommunikationsmittel aber auch ihre Nicht-Nutzung bleiben dabei ausgeklammert. Auch wenn die Digitalisierung in der Ausstellung omnipräsent ist, fehlt gerade im historischen Teil eine sorgfältige Einordnung.

## IIO

### Anmerkungen

- 1 100 Jahre Museum für Kommunikation, [https://www.mfk.ch/fileadmin/user\\_upload/00\\_Medien/20170816\\_Medienorientierung/PDFs/de-01-ueberUns-GeschichtedesMuseums.pdf](https://www.mfk.ch/fileadmin/user_upload/00_Medien/20170816_Medienorientierung/PDFs/de-01-ueberUns-GeschichtedesMuseums.pdf) (letzter Zugriff 13.3.2018).
- 2 Daniel Headrick, A Double-Edged Sword: Communications and Imperial Control in British India, in: Historical Social Research/ Historische Sozialforschung 35 (2010) 1, S. 51–65, hier 55f.

## ■ Das Kapital neu lesen

Louis Althusser/Étienne Balibar/Roger Establet/Pierre Macherey/Jacques Rancière, *Das Kapital lesen. Vollständige und ergänzte Ausgabe mit Retraktionen zum Kapital hg. v. Frieder Otto Wolf unter Mitwirkung von Alexis Petrioli übersetzt von Frieder Otto Wolf und Eva Pfaffenberger, Münster (Westfälisches Dampfboot) 2015, 764 S., 49,90 €*

Louis Althusser/Étienne Balibar/Roger Establet/Pierre Macherey/Jacques Rancière, *Reading Capital: The Complete Edition, translated by Ben Brewster and David Fernbach, London (Verso) 2016, 576 S., 30,00 £*

Wir halten mit der deutschen und englischen Neuausgabe von *Lire le Capital* ein Zeitdokument in Händen. Doch lohnt es sich gerade für Historikerinnen und Historiker, das Buch als Quelle der Anregung für die eigene Arbeit zu lesen. Auch wenn heute kaum noch von Louis Althusser gesprochen wird, ist dessen Wirkung für die Theoriedebatten der vergangenen Jahrzehnte kaum zu überschätzen. Die unter dem Titel *Lire le Capital* veröffentlichten Texte gehen auf ein Seminar Althusser zurück. Das daraus resultierende Buch hat in den 1960er Jahren Furore gemacht. Es beeinflusste die Diskussionen um einen kritischen Strukturalismus ebenso wie es eine Rückkehr zu Karl Marx forderte, um bestimmten Varianten des Marxismus zu entgegnen. Liest man die Ergebnisse dieses Seminars heute wieder, findet sich darin nicht nur eine Theorie historischer Zeiten, sondern auch ein methodologischer Vorschlag zur Lektüre historischer Quellen auf ihre geschichtlich kontingenten, doch notwendigen Vorbedingungen hin. Damit bietet Althusser Methode der »symptomalen Lektüre« (»lecture symptomale«) ein Antidot gegen einfache kausale Erklärungen: Sie verbietet präsentistische Kurzschlüsse ebenso wie allzu einfache »historizistische« Argumentationen.

Anfang der 1960er Jahre war Althusser *agrégé répétiteur* und Sekretär der geisteswissenschaftlichen Abteilung der École Normale Supérieure (ENS). In dieser Funktion lebte und arbeitete er in der rue d'Ulm (dem Ort dieser Elite-Hochschule) mit den Studierenden gemeinsam unter einem Dach. Diese spezielle Situation erlaubte einen engen intellektuellen Austausch vor allem mit einer Gruppe militanter linker Studenten. So gab Althusser im Studienjahr 1961/62 ein Seminar zum *Jungen Marx*, es folgten Veranstaltungen zu den *Ursprüngen des Strukturalismus* (1962/63) sowie zu *Lacan und Psychoanalyse* (1963/64). Das Studienjahr 1964/65 sollte erneut Marx gewidmet sein, insbesondere seiner Schrift *Das Kapital*. Der innere Kreis der Referenten – neben den späteren Autoren von *Lire le Capital* waren das etwa der Ethnologe Robert Linhart oder der Philosoph Yves Duroux – wurde durch etwa 30 Zuhörer und Zuhörerinnen ergänzt, die mehr oder weniger regelmäßig an den Sitzungen teilnahmen. Althusser und seinen Mitstreitern ging es jedoch nicht um die soziale Wärme gemeinschaftlicher Leseerfahrung, sondern um eine radikale Neuinterpretation von Marx, die Strukturalismus, Marxismus und Psychoanalyse zu einer kritischen Theorie verbinden sollte. Man würde sich eine Geschichte dieser Marx-Lesekreise wünschen, deren Anfänge noch in dessen Lebzeiten fielen und später in Arbeiterbildungsvereinen politisch durchorganisiert wurden! Mitte des 20. Jahrhunderts hatte diese Bewegung auch die Universitäten erreicht, und die Atmosphäre linker Lesekreise bestimmte seitdem die akademische Sozialisation und die Lesegewohnheiten mehrerer Intellektuellengenerationen. In diesem akademischen Milieu politischer Nähe gediehen Vorstellungen von Interdisziplinarität, Gesellschaftsrelevanz oder Gleichberechtigung. Trotz aller Unterschiede zwischen den verschiedenen linken Splittergruppen haben sie die Position und das Selbstverständnis der geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächer nachhaltig geprägt.

## III